

# Erlebtes

Aus meiner Kindheit kenne ich nur Geschichten, die mir meine Eltern und Großeltern erzählten. So soll ich bereits mit etwa 2 Jahren dem **Kaktus** meiner Großmutter alle Stacheln abgeschnitten haben: „Papa rasiert sich doch auch.“ Auch die **Waschkommode** meiner Eltern habe ich durch Schnitzen zu verzieren versucht. Schließlich schnitzte mein Großvater ja aus Zigarrenkistenholz schöne Bilderrahmen.

Bei meinen **Großeltern** war ich oft auch nachts. Besonders mein Großvater (mütterlicherseits) liebte mich besonders und tat daher für mich viel Gutes. Gemeinsam mit seiner Frau erzählten sie mir die schönsten Geschichten und hatten viel Zeit für mich. Hier lernte ich auch einiges von der Landwirtschaft. Denn ihre Wohnung befand sich in dem Haus eines Ackerbürgers mit Scheune, Ställen usw. Auch sie hatten ein **Schwein und eine Ziege** in einem kleinen Stall. Beim **Schlachten**, Kochen der Würste und dem Räuchern durfte ich immer dabei sein. Als Straßenvärter kannte mein Großvater viel Interessantes. Von dem Vater meines Vaters erfuhr ich nur, dass er im ersten Weltkrieg gefallen war. Seine Frau und ihre Schwester standen bei meinen Eltern im schlechten Ruf. Sie wechselten wohl zu oft ihre Verehrer.

Mein Vater legte großen Wert darauf, dass ich mein **Gedächtnis** stärkte. Wenn meine Eltern mich zum Einkaufen beim Lebensmittelhändler Seidenkranz schickten, musste ich das zu Einzuholende auswendig lernen. Einen Zettel durfte ich nie benutzen. Auf dem Hinweg wiederholte ich es dann ständig z. B. 2 Pfund Mehl, 1 Pfund Marmelade, ein Päckchen Streichhölzer usw. Doch einmal hatte ich Pech. Zum Kuchenbacken sollte ich **Rum-Aroma** mitbringen. Hierauf fragte mich Herr Seidenkranz: „Rechts oder links rum?“ Ich war so verwirrt, dass ich vor Schreck sofort die lange Liste vergessen hatte. Also musste ich nach Hause zurück, wurde bestraft und erneut geschickt.

Bereits am ersten Schultag hatte ich Pech. Als der Lehrer eintrat, war ich nicht aufgestanden. Mir hatte niemand gesagt, dass ich es tun müsste. Also musste ich nachsitzen und intensiv **Aufstehen üben**. Doch hier war mein Vater besonders tolerant. Er lobte es sogar, und meinte man muss auch etwas Stolz besitzen. Das hast du schon ganz gut gemacht. Ich vermute, dass es war sogar der gleiche Lehrer Schmökel war, der später mit meinem Vater und mir das unangenehme Gespräch für die halbe Freistelle in der Mittelschule führte (s. u.).

Um 1940 wurde ich mit mehreren Klassenkameraden und anderen Schülern in ein Zeltlager in der Nähe von Kolberg zur Ausbildung oder Ähnliches transportiert. Dabei mussten wir auch Schützengräben ausheben. In dieser Atmosphäre bekam ich großes **Heimweh** und sogar Angst. Beschimpfend schickte man mich daher per Bahn nach Hause. Einige der Zurückgebliebenen kamen später auf ein Schiff, das noch vor dem Kriegsende in der Ostsee versenkt wurde. Dadurch überlebten vieler meiner Schulkameraden nicht.

Ein wahrscheinlich darauf zurückzuführendes Ereignis, fand in der „Kiesgrube“ statt, die sich in der Nähe unserer Wohnung befand. Dort hatten mich mehrere, mir aber unbekannt Schüler, an einer **Lore gefesselt** und dann gründlich mit lehmartigem **Schmutz beworfen**. Vielleicht sollte es ein Tapferkeitstest sein. Als ich dann sehr schmutzig nach Hause kam, waren meine Eltern beunruhigt und böse. Mit Mühe und Angst gestand ich meinem Vater das Geschehene. Darauf ging er mit mir in mehrere Häuser um die Verursacher ausfindig zu machen. Ich sollte sie wiedererkennen. Es wurde wohl auch zumindest ein Sünder gefunden. Ich kann mich aber daran nicht recht erinnern, jedoch meine Schwester hat es immer behauptet. Wahrscheinlich habe ich alles aus Angst vor Bestrafungen verdrängt.

Zu beiden Vorkommnissen könnte ein drittes passen. Auf dem Rückweg von der Schule **verprügeln** mich einmal 3 oder 4 **Mitschüler** solange, bis ich mit Ehrenwort zugab und das dreimal deutlich aussprach: „Ich bin ein Feigling“. Hiervon habe ich aber zu Hause aus erneuter Angst nichts gesagt.

**Befreundet** war ich eigentlich nur mit dem etwa gleichaltrigen Heinz Hamel, Sohn eines reicheren Bürgers mit eigenem Haus. Seine Schwester hatte zugleich guten Kontakt zu meiner Schwester. Ich weiß nur noch, dass er erfolglos versuchte, meine Schau zu einem von mir verehrten Mädchen zu überwinden.

Mein Vater trat immer intensiv für uns Kinder ein. So lernten wir u. a. **Drachen bauen** und fliegen lassen, Schlittschuhlaufen usw. Als Rundfunkbastler zog er mich in diese Technik mit ein und gab mir gute Anleitungen. Außerdem habe ich als Hobby **Schmetterlinge** gesammelt. Sehr gut erinnere ich mich daran, wie wir mit unserem Radio zu unseren Großeltern wanderten, um dann gemeinsam die Übertragung des Rosenkavaliers zu hören. Von meiner Mutter weis ich kaum etwas zu berichten. Das sagte ganz ähnlich meine Schwester.

Als Dachdecker war mein Vater im Winter immer arbeitslos. So lebten wir recht ärmlich. Daher war es ihm nicht möglich, für mich das Geld zum **Besuch der Mittelschule** aufzubringen. Für die Oberschule war das noch unmöglicher. Sie befand sich in der Kreisstadt Belgard, die nur per Bahn zu erreichen war und ein Internat besaß. So verblieb ich auch nach der 4. Klasse in der Volksschule. Doch mein Klassenlehrer Schmökel meinte immer wieder, dass ich wegen meiner sehr guten Leistungen auf die Mittelschule gehen müsse. Daher setzte er ein Gespräch bei seinem Bruder durch, der im Gegensatz zu ihm ein aktiver Nazi war. Nun war es auch Rektor der Mit-

telschule geworden. Hierzu mussten mein Vater und ich in seiner Privatwohnung erscheinen. Wahrscheinlich ergab sich die äußerst unangenehme Atmosphäre auch dadurch, dass mein Vater einmal Kommunist gewesen war. Nur diese äußerst gespannte Atmosphäre ist mit im Gedächtnis geblieben. Doch danach konnte ich für eine halbe Freistelle etwa 1½ Jahre verspätet die *Mittelschule* besuchen. Dort übersprang ich dann recht schnell die so verloren gegangene Klasse. Jedoch behielt ich sehr lange erhebliche Lücken, vor allem in Englisch.

Kurz vor Kriegsbeginn wurde mein Vater nach Belgard eingezogen. Dann entstand das Gerücht, dass er bei den Übungen umgekommen sei. Hier soll ich meine *Mutter sehr getröstet* haben. Etwa 1943 war mein Vater wegen starker *Magengeschwüre* und mit Hilfe seines raffinierten Verhaltens aus der Armee und damit dem Kriegseinsatz ausgeschieden. Danach arbeitete er aber nicht mehr als Dachdecker, sondern (ohne Lehre nur auf Basis seiner Hobbies) als Elektriker bei der Reichsbahn.

Spätestens ab 1943 hörte mein Vater trotz Lebensgefahr regelmäßig den *englischen und russischen Rundfunk*. Wir Kinder durften mithören. Dazu hatte er einen Empfänger mit automatischen Einschalttasten für die deutschen Sender beschafft. So war es leicht möglich, beim geringsten Verdacht, schlagartig auf einen dieser Sender umzuschalten. Vor dem Einmarsch der Roten Armee wussten wir daher, dass Polzin eingekesselt war. Daher beschloss mein Vater mit uns in den Wald zu ziehen. Im selbst ausgehoben und zugedeckten Unterstand ließen wir uns von der Roten Armee „überrollen“. Auf dem Wege dahin, wollte mich ein Unteroffizier für den Volkssturm vereinnahmen. Da hob mein Vater den Spaten, der eigentlich zum Graben des Bunkers im Wald bestimmt war, und sagte bestimmt aber ruhig: „*entweder Du lässt uns ziehen oder ich schlage zu!*“ Wahrscheinlich habe ich hierdurch den Krieg überlebt.

Im März 1945 war so für uns das *Kriegsende* angebrochen. Und nach dem Einmarsch der Russen in Bad Polzin und der Rückkehr in unsere Wohnung, konnte mein Vater bald eine Beschäftigung im Krankenhaus erhalten. Etwas später beschloss er wegen des sehr schwierigen Überlebens (u. a. Versorgung mit Lebensmitteln und Heizung), dass wir uns alle durch Morphium-Spritzen *töten* sollten. Er hatte dazu alles besorgt. Alle waren einverstanden, nur ich widersprach. So blieben wir alle am Leben.

Etwas später bekam auch ich eine Tätigkeit im *Krankenhaus*. Dabei musste ich u. a. erleben, wie unser *Hausarzt standrechtlich erschossen* wurde. Er sollte eine lebenswichtige Behandlung zugunsten eines russischen Offiziers sofort abbrechen und hatte das aus medizinischen Gründen abgelehnt. Mit seinem Sohn haben wir ihn danach beerdigt.

Sehr bald wurden die Rundfunkkenntnisse meines Vaters den Russen bekannt. So wurde er zu einem „*Rundfunkmechaniker*“ für die *russischen Offiziere* und Soldaten. Er bekam schnell sehr guten Kontakt zu den Kommandanten von Polzin und dem nahen Bärwalde. Der *Kommandant in Bärwalde* war besonders gut gepflegt und kulturvoll. Er realisierte dort bald Tanz- und Kulturveranstaltungen gemeinsam für Deutsche und seine Soldaten. Er achtete aber sehr streng darauf, dass keine Vergewaltigungen und anderes Schädliches auftraten. Einmal hat er in unserer Gegenwart einen Soldaten kräftig geohrfeigt, weil er sich gegenüber einer deutschen Frau ungebührlich benommen hatte.

Für die Rundfunkwerkstatt erhielten wir zunächst das Haus und den Laden von Seidenkranz, dessen Familie nicht mehr in Polzin war. Hier fand ich eine sehr große *Radiobibliothek* vor, sodass ich mich schnell qualifizieren konnte und so meinen Vater bald sehr gut unterstützen konnte. Später erhielten wir ein kleines Häuschen im *Kaiserbad*, das von den Russen als Sanatorium genutzt wurde. Ins Haus wurden auch zwei Musiker geholt, die für die Russen zur Unterhaltung spielten. Sie hatten sich einmal eine „*Dirne*“ ins Haus geholt, mit der sie abends nacheinander schliefen und danach zu mir ins Bett schickten. Das hörte mein Vater, der unter meinem Zimmer schlief und dann kam um sie vertreiben. So blieb ich jungfräulich. Doch nicht hierdurch, sondern bereits vorher und auch nachher hatte ich große Probleme beim Kontakt zum *weiblichen Geschlecht*. Deshalb schichte mich mein Vater später zum Tanzlehrgang s. u.

Die Russen haben uns immer gut mit Lebensmitteln versorgt. Wir erhielten von ihnen sogar eine Kuh, damit mein zweijähriger Bruder immer Milch trinken konnte.

Im *Februar 1946* entschloss sich mein Vater mit uns wieder *nach Deutschland* zu ziehen (quasi Ausweisung durch die Polen). Wir erhielten offizielle Bescheinigungen, dass die Arbeiten meines Vaters und von mir als Reparationsleistungen anerkannt werden. Außerdem gaben sie uns zum *Schutz zwei Offiziere* als Begleitung bis nach Berlin. Dadurch kamen wir im Gegensatz zu anderen Vertriebenen mit unserem kleinen zweirädrigen Karren und dessen sehr kleinen Inhalt wohl als einzige ohne „Verluste“ über die polnisch-deutsche Grenze. In der Bahn von Stettin nach Berlin, waren nämlich fast alle anderen ohne Rücksicht auf die Kälte bis auf die allernotwendigste Bekleidung „ausgeraubt“.

In Berlin fanden wir zunächst mit vielen anderen *Unterkunft in einer großen Halle*, in der *nur viele Mehrstockbetten* zum Schlafen dicht an dicht aufgestellt waren. Mit viel Aufwand bemühte sich mein Vater um eine bessere Unterkunft und um eine Arbeitsstelle. Schließlich wurde er nach Greiswald, als der für ihn zuständigen Arbeitsstelle bei der Bahn verwiesen.

In Greifswald mussten wir dann als 5 Personen *mehrmals* als Untermieter in andere private Wohnungen in jeweils *ein einziges Zimmer umziehen*, das aber mehr oder weniger erzwungen freigemacht worden war. Schließlich

landeten wir für einige Zeit bei einer Professorenfamilie Am Graben 7. Doch auch das dauerte nicht lange, dann zogen wir freiwillig auf dem *Dachboden* und richteten uns dort ohne Betten, Stühle, Tisch und Heizung für längere Zeit ein. In den dort gelagerten Sachen, die keinem der damaligen Mieter gehörten, fanden wir einiges, das für uns nützlich war. Ich z. B. einen *Fotoapparat*, mit dem ich fotografieren lernte und den ich bald auch für Makrofotografie erweiterte. Später lernte ich so sogar selbst zu entwickeln, vergrößern und Unterbelichtetes Bilder zu verstärken.

Eines Nachts zogen zog mein Vater mit mir und unserem zweirädrigen Karren weit übers Land. Aus seiner Erfahrung erkannte er schließlich eine *Kartoffelmiere* und wir stahlen dort Kartoffeln. Während dessen gab es ein Gewitter. Weil wir uns dabei unter einer Hochspannungsleitung befanden, sprühten neben den Blitzen von den Leitungen große Funken. Ich hatte große Angst. Aber danach hatten wir für einige Zeit etwas mehr zum Essen. Unsere Mutter wertete die Kartoffeln sehr gründlich aus. Von den Kartoffelschalen machte sie sogar eine „Torte“.

Beim Rektor des Greifswalder *Gymnasiums* Dr. Fritze erreichte mein Vater, dass ich trotz meiner nur Mittelschulbildung als Schüler angenommen wurde. Als Sonderlösung wurde ich sogar *ohne Latein* bis zum Abitur geführt.

Meine Physikkenntnisse erwiesen sich bald als so gut, dass mich der *Physiklehrer in seine Vorbereitungen* einbezog. Einen *Wettbewerb* in der 10. Klasse gewann ich den ersten Preis mit einem vollständig selbst gebauten Radio. Als Auszeichnung erhielt ich ein solides Fachbuch über Atomphysik. Als eine weitere Auszeichnung konnte ich in den Ferien nach der 11. Klasse mit zwei Schülern zu einem Aufenthalt in einem Schülerheim in Bad Schandau fahren. Als besonderes Erlebnis erstiegen wir drei einen Berg mit *Gipfelbuch* in der unmittelbaren Nähe der Bastei. Wir hatten dabei zuvor *Bergsteiger* beobachtet. Als sie unser Bemühen bemerkten, empfahlen sie uns dringend, dabei die Schuhe auszuziehen. Die eigentliche Gefahr erkannten wir aber erst beim wieder heruntersteigen.

In dieser Zeit erhielten wir ein etwas besseres Zimmer in der *Gützkower Straße* zugewiesen bekommen. So konnte meine Mutter auch die Küche voll mitbenutzen und die Toilette befand sich für jede Etage auf halber Höhe. Außerdem konnten wir eine mittelgroße Abstellkammer nutzen. Später standen uns sogar zwei Zimmer zur Verfügung. Hier lebte ich auch später mit meiner ersten Frau bis ich 1959. Anfang der 50er Jahre hatte ich auf dem Dach mit Bastlerfreunden eine fernsteuerbar drehbare UKW-Antenne aufgebaut. So konnte ich bei günstigem Fernempfang den RIAS und den NWDR empfangen. Störend traten beim Empfang aber die Zündfunken vorbeifahrender Autos auf.

Als Abschlussarbeit für das *Abitur* schrieb ich einen *Aufsatz zum Verstärker* mit Röhren, bei dem ich sogar die Arbeitskennlinie der Röhre gut erklärte. Er wurde vom Physiklehrer mit sehr gut bewertet. Aber in Abiturkonferenz gab einen intensiven Streit mit der Deutschlehrerin. Ich hatte im Eifer des Schreibens alle „das“ mit ß geschrieben. Schließlich gab sie nach. Ein halbes Jahr zuvor hatte ich ihr das Radio repariert. Dafür hatte sie mir zwei Bücher zur Auswahl angeboten. Ich hatte aber nicht die „gute Literatur“, sondern das technische Buch gewählt.

Ein sehr riskanter „Streich“ hatten die Besten unserer Klasse – ich gehörte eigentlich nur bedingt dazu – ausgeheckt. Es sollte die *Abiturkonferenz* abgehört werden, damit wollten wir uns genauer auf die folgenden mündlichen Prüfungen vorbereiten. Ich war der „Techniker“ der Klasse und sollte dazu die entsprechenden Voraussetzungen schaffen. Zunächst gab es den Vorschlag, im Lehrerzimmer einen Sender zu installieren und ihn in unserer, nicht weit entfernten Wohnung abzuhören. Das lehnte ich ab, weil mir die Gefahr des Empfanges durch andere, auch offizielle Stellen zu groß erschien. So entstand schließlich die folgende Variante: Über dem Lehrerzimmer befand sich das Musikzimmer mit einer Chorempore. Darunter konnte man sich mit Technik gut verstecken. Vom Musikzimmer führten Heizungsrohre zum Lehrerzimmer hinunter. Sie waren nur sehr dürrtig verkleidet. Es gab um sie herum viel freien Raum. So senkte ich ein Mikrofon bis in die unmittelbare Höhe der Decke des Lehrerzimmers. Mit dem Verstärker meines Rundfunkempfängers ließ sich dann sehr gut jedes noch so leise Geräusch im Lehrerzimmer hörbar machen. Hierzu hatte ich alles korrekt aufgebaut. Doch am Tage der Abiturskonferenz saßen die drei besten Schüler – ich war zu feige – unter der Empore. Sie konnten alles gut mithören und aufschreiben. Nebenbei wurde sogar gezählt, wie oft Dr. Asmus seine Pfeife ausklopfte, wer gegen welchen Schüler besondere Einwände hatte usw. Das Ergebnis – wer welche mündlichen Prüfungen zu absolvieren hatte – wurde nur den „zuverlässigen“ Schülern mitgeteilt. Nach dem Abitur will jemand von uns diese Fakten unter dem Siegel der Verschwiegenheit unserem Klassenlehrer Dr. Schulze mitgeteilt haben. Er soll nur gesagt haben, dass er sich mehrfach gewundert habe, dass wir so wenig Interesse zeigten, wenn er mehr oder weniger demonstrativ entsprechende Akten so hinhielt, dass wir sie hätten lesen können.

Ingesamt erreichte ich beim Abitur eine *gute Abschlussnote* und wurde in der Greifswalder Zeitung gemeinsam mit den Besten genannt. Lediglich in Englisch konnte ich, wahrscheinlich als Folge des Überspringens einer Klasse in Polzin und meiner so nicht erlernten Grammatik nur eine 4 erreichen.

Während der Schulzeit hatte ich freundschaftliche Beziehungen zu einer technischen Zeichnerin mit „Silberblick“. Doch ihre Mutter hat uns bei Knutschen beobachtet und verbot ihr leider den Umgang mit mir. Es war noch nicht zu intimen Beziehungen gekommen. Wegen meiner allgemeinen Mädchenscheu veranlasste mein Vater etwas später, dass ich einen Tanzlehrgang besuchte. Hier „kaperte“ mich eine 3 Jahre ältere Zahntechnikerin Hildegard

Glub. Wir tanzten sogar mit gewissem Erfolg auf Turnieren. Mir gelang es von den unvermeidlich unterbelichteten Tanzfotos die Negative zu verstärken.

1950 begann ich mein *Physikstudium*. Etwas später erfuhr ich von meiner Schwester den wirklichen Inhalt des Gesprächs beim Rektor in Polzin (Übergang zur Mittelschule). Das große und meinem Vater sehr schwer gefallene „Opfer“ war damals offensichtlich ein Beitritt zur *NSDAP* gewesen, die er von Grund auf hasste. Meine Schwester hat ihn fast immer bei den Versammlungen unter irgendwelchen Vorwänden entschuldigen müssen. Er hat übrigens nie die Mitgliedschaft zugegeben. Als dann die Akten auftauchten, erhielt er von einem Kollegen rechtzeitig den Hinweis und hat daraufhin sofort 1951 die DDR verlassen. Meine Mutter und mein junger Bruder folgten kurz darauf. Meine Schwester und ich blieben in Greifswald. Sie hatte einen festen Freund und ich hatte das Studium begonnen.

Zunächst mussten meine Schwester und ich von ihrem geringen Verdienst leben. Am 16.6.51 *heiratete* ich Hildegard Glub. Auch meine Schwester heiratete und zog mit ihrem Mann in eine andere Wohnung. So lebten wir als Ehepaar allein in der Wohnung Gützkower Straße und zwar hauptsächlich vom dem Lohn meiner Frau. Nebenbei verdiente ich auch durch Arbeiten für die Rundfunkwerkstatt Wickleder und auch als *Praktikant* in den Semesterferien, und zwar 1951 zwei Monate im Ostseeobservatorium und 1952 im physiologischen Institut. Hier lernte ich den Mechanikermeister Werner Arndt kennen. Ab 1952 war ich auch *Hilfsassistent* im kleinen physikalischen Praktikum. Das mussten alle Mediziner absolvieren, und das fiel ihnen oft recht schwer. So entstanden zuweilen seltsame Situationen. Relativ typisch sind die folgenden drei Beispiele. Zuweilen durchwanderte auch der Direktor Prof. Schallreuter das Praktikum und stellte dann unerwartete Fragen an die Studenten. So erlebte ich, wie er auf zwei Medizinstudenten zuing, die gerade die Lichtbrechung am Prisma durchführten. Nach einiger Zeit stellte er die Frage: „Ja, alles gut und schön, aber was geschieht nun, wenn Licht ins Wasser fällt?“ Da kam prompt die Antwort: „*Es zischt, Herr Professor!*“ Ein anderes Mal kam ich darauf zu, wie sich zwei Studenten sich mit dem Assman-Psychrometer zur Bestimmung der Luftfeuchte beschäftigten. Dabei musste mit einem feuchten und später mit einem trockenen Wattebausch die sich einstellende Temperatur gemessen werden. In der Anleitung hatten die Studenten etwas von „*durchströmende Gase*“ gelesen. Daher hatten sie das Thermometer unten mit einem Schlauch an die nahe Gasleitung angeschlossen und an der Oberseite das Gas angezündet. Zum Glück hatte es dabei keine Explosion gegeben. In einem anderen Experiment sollte mit dem Pronyschen Zaum das mechanische Wärmeäquivalent bestimmt werden. Er musste dazu eine drehbare Walze so eingestellt werden, dass sich bei der Rotation ein Gleichgewicht mit einer belasteten Waagschale einstellte. Dabei war die Erwärmung im zugeordneten Wassergefäß nach 2 000 Umdrehungen zu bestimmen. Einmal kam ich darauf zu, wie die Studenten ohne Beachtung der Waagschale die Anordnung rückwärts drehten. Als ich fragte, warum sie das taten, bekam ich zur Antwort, sie hätten aus Versehen 200 Drehungen zuviel getan. Dabei stand eindeutig in der Anleitung, dass die Richtung der Drehung in das Wärme-Äquivalent nicht eingeht, sondern nur das Gleichgewicht wichtig ist.

So ist vielleicht verständlich, dass Prof. Schallreuter in seiner Einführungsvorlesung bezüglich Fehler immer behauptete „Fehler, die Physiker in Publikationen machen, werden später immer korrigiert. Jedoch werden leider nicht nutzbringend für die Nachwelt gesammelt. Für die Fehler der Mediziner seien dagegen die Friedhöfe zuständig.“ Als Maßeinheit für den Durchfluss führte er Falstaff ein.

An der Universität Greifswald war Prof. Schwarz Direktor des Psychologischen Instituts. Er war auch für seine guten Witze bekannt. Aber eines Tages nahm er mit seinem PKW in Marktnähe einem Trecker die Vorfahrt. In der heftigen Diskussion bezeichnete ihn der Fahrer als Idiot. Darauf antwortete Schwarz kühl und selbstsicher: „*Wer in Greifswald ein Idiot ist, das bestimme ich immer noch!*“

Auf Grund der Reparationsarbeiten meines Vater und mir für die Rote Armee in Bad Polzin und der bestätigten Mitarbeit in der Rundfunkwerkstatt Wickleder in Greifswald wurde ich am 5.3.1952 zur Gesellenprüfung als *Rundfunkmechaniker* in Stralsund zugelassen. Zuvor hatte ich mir dazu Werner Arndt (s. o.) auch die dafür notwendigen feinmechanischen Fertigkeiten beigebracht, z. B. eine Schwalbenschwanzfassung korrekt zu feilen. Zunächst verlief alles recht gut. Doch in der mündlichen Prüfung leistete ich mir einen Fauxpas. Bezüglich der Frage, wie ich mich denn ständig weiter qualifiziert habe, gab ich naiv die Antwort „durch Basteln“. Das wurde mit Empörung quittiert. Als Konsequenz bekam ich zum Abschluss der Prüfung eine „Krücke“ (schwer zu reparierender Empfänger). Doch durch meine Erfahrungen und glückliche Umstände gelang es mir, den Fehler schnell auf den Spulensatz einzuschränken. So etwas ist ein sehr ungewöhnlicher Fehler. Doch meine Diagnose stimmte und die Reparatur gelang sofort zum Erstaunen der Prüfungskommission. So bestand ich trotz allem die Prüfung mit gut.

Die vielen recht komplizierten Umstände machen es vielleicht verständlich, dass ich nur noch sehr wenig über das Studium weiß. Bestimmt besuchte ich alle Vorlesungen und las auch fleißig Physikbücher in der Institutsbibliothek. Meine erfolgreiche selbst bestimmte Diplomarbeit betraf dann RC-Generatoren. Insgesamt war ich dennoch der erste meines Semesters, der sich zum 12.7.1954 zur *Abschlussprüfung* anmeldete. Dabei gab es gleich zu Beginn ein Panne: Der theoretische Physiker Prof. Rudolf Seeliger begann seine Prüfung mit: „Die Maxwellschen Gleichungen gelten doch ganz allgemein?“ Ich sagte „Ja“. „Dann leiten sie daraus bitte das Coulombsche Gesetz ab“. Vor Schreck war ich völlig sprachlos und er war sehr erstaunt, klopfte sich mit der Hand verzweifelt auf den Kopf: „Na denn nehmen wir halt etwas Einfaches“. Dennoch kam ich erfolgreich aus dieser Prüfung. Seine Ver-

wunderung hat man mir später erklärt. Dieser Prüfungsbeginn war bei ihm allgemein bekannter Beginn und nur ich in meiner Naivität hatte das nicht gewusst. Bei den sich anschließenden Fächern: Experimentalphysik und Hochfrequenztechnik, Gesellschaftswissenschaften und Russische Sprache verlief alles glatt. Die Diplomarbeit war mit sehr gut bewertet.

Von 1954 bis 1959 war ich dann *Assistent* mit recht gutem Gehalt. Zunächst war ich zur Unterstützung von Dr. Achterberg im großen Praktikum eingesetzt. Später führte ich es allein durch. Mein Arbeitszimmer befand sich im 5. Stock, dicht unter der Sternenuhr und mir zur Seite stand die fleißige und sehr gut ausgebildete Laborantin Frl. Stiebitz. Eines Tages brauchte ich für das große Praktikum einen *Zungenfrequenzmesser*, der natürlich nur in der Sammlung im Parterre vorhanden war. Es gelang mir aber nicht, die Laborantin zu überzeugen. Sie meinte beharrlich, dass sei doch nur einer, der im Institut häufig üblichen Scherze. So musste ich trotz aller Überzeugungsversuche mir das Messgerät schließlich selbst vom Pedell heraufholen. Er pflegte nämlich besonders gründlich solche Scherze. Nach einer ausführlichen Studentenfeier wählte er sich einen besonders eifrigen Studenten aus und bat ihn, vom gegenüberliegenden Physiologischen Institut den *Globus von Mecklenburg* zu holen. Der dortige Prof. Drischel habe ihn gestern ausgeliehen und er brauche ihn jetzt für die Einführungsvorlesung um 10 Uhr. Noch halb schlaftrunken machte sich der Student auf den Weg. Inzwischen rief der Pedell dort an. So erhielt der Student dort ein gut verschnürtes Paket und brachte es stolz zurück. Der Pedell entnahm daraus einen Totenschädel auf dem die einzelnen Sinne landkartenartig eingetragen waren. Böse Zungen behaupteten sogar, dass auch der „Unsinn“ darunter gewesen sei.

Auch die Rundfunkwerkstatt Wickleder beteiligte sich an solchen Scherzen. Dort musste jeder neue Lehrling natürlich auf so eine Weise so eingeführt werden. So erhielt einer den Auftrag, aus dem Physikalischen Institut *Oszillator-Öl* zu holen. Es sei gerade ausgegangen und der Oszillator im zu reparierenden Geräte wolle eben nicht mehr schwingen. Der Lehrling erhielt einen 5-Liter-Kanister mit dem Hinweis, die Flüssigkeit sehr vorsichtig zu transportieren. Bei starken Erschütterungen neige sie zur Explosion. Zurückgekehrt, goss sich der Meister etwas von der Flüssigkeit in eine Tasse und sagte, dass das Öl auch sehr gut schmecke. Der Chef dürfe jedoch von dem Trank nichts wissen. Nur nach bestandener Gesellenprüfung sei es üblich, ein ganzes Glas davon zu trinken. Im Physikalischen Institut hatte man natürlich einfachen Kaffee in den Kanister getan.

Mein Vater arbeitete inzwischen in Untergrombach, nahe Karlsruhe bei der Firma Tonfunk. Die dort einheimischen Frauen seines Fließbandes spielten ihm als „Zugereisten“ und „Gottlosen“ immer wieder unangenehme Streiche. Eines Tages waren ihm die „Gemeinheiten“ jedoch zu groß und er löste alles völlig ungewöhnlich. Er nahm sich eine Frau, setzte sie auf den *Schütteltisch* und schaltete ihn ein (Heute würde der Frauenausschuss deswegen gewiss seine Entlassung fordern!). Doch von Stund an hatte er Ruhe. Das Band lief danach ungestört zuverlässig und erfolgreich.

Auch Prof. Albrecht musste einen ähnlichen Spaß erleben. Er hatte sehr jung den Lehrstuhl für Philosophie in Greifswald übernommen, und alle angehenden Doktoranden hatten bei ihm ein *philosophisches Seminar* zu absolvieren. Hierbei lehrte er auch, wie erfolgreich *sich immer das Neue durchsetzt*. Als junger Physiker musste ich natürlich provozieren und stellte daher die folgende Frage. Wenn sich immer das Neue durchsetzt, dann müssten wir doch eigentlich die Atomversuche verstärkt werden. Die Radioaktivität bewirke dann viele Mutationen mit neuen Varianten. Dabei würden dann auch „bessere, leistungsfähigere“ Menschen entstehen. Ich vermied bewusst die Bezeichnung Übermensch (Nietzsche) und erwartete dennoch einen Wutausbruch. Doch es folgte ganz sachlich die Gegenfrage: „Was sollen diese Menschen mehr können, als die Welt erkennen?“ Hier musste ich passen. Gegen alle Erwartung hatte ich dadurch sogar seine Sympathie gewonnen und später wurden wir fast Freunde. So ein Verhalten war für mich von nun an ein Vorbild. Wegen mehrerer seiner Streiche hat ihn viel später meine Frau sogar *Sokrates* genannt. Bei einem viele Jahre späteren Besuch in Berlin berichtete er uns dann die folgende Geschichte. Es war spät abends, da erhielt er einen Anruf. Es meldete sich sein Nachbar am Pommerndamm, nämlich der *Bischof von Greifswald*: „Herr Albrecht, ich muss Sie unbedingt dringend sprechen. Geben Sie mir bitte einen Termin.“ Es wurden noch einige Höflichkeiten ausgetauscht und Albrecht wollte wissen, worum es sich denn handle. Der Bischof hielt sich lange bedeckt und kam erst nach anhaltenden Nachfragen mit etwa folgender Antwort heraus. Wissen Sie, mein Großvater hat schon mit Bebel korrespondiert usw. usw. Ich möchte mich mit Ihnen darüber unterhalten, unter welchen Bedingungen es möglich ist, *Mitglied Ihrer Partei* zu werden. Albrecht nannte ihn den nächstmöglichen Termin am folgenden Tag. Dann rief er umgehend die Kreisleitung der SED um Rat an. Sie empfahl ihm, am nächsten Tag den Bischof anzurufen und den Termin um 1 bis 2 Tage wegen plötzlicher, dringender Aufgaben zu verschieben. Als er am nächsten Vormittag den Bischof anrief, kam, bevor er überhaupt etwas sagen konnte, die freundliche Antwort: „Ach Herr Albrecht, schon mehrere Jahre sind wir Nachbarn. Ich finde es wunderbar, dass Sie mich anrufen.“ Das weitere Gespräch verlief angenehm unkompliziert. Beide fanden es lustig, ja fast genial, dass die Studenten einen solchen Einfall gehabt hatten.

Als Assistent hatte ich viele Möglichkeiten in anderen Bereichen der Universität physikalische Hilfe zu geben. So unterstützte ich u. a. Dr. Mehmke in der *HNO* bei seiner Habilarbeit, indem ich eine Technik für die Messungen von Schwingungen im Innenohr entwickelte. Hierfür hatte ich sogar einen meiner Diplomanden mit eingesetzt und musste natürlich bei den Messungen immer dabei sein. Für Prof. Drischel vom *physiologischen Institut* baute ich

ein spezielles Magnetbandgerät zur Aufzeichnung der extrem tiefen Frequenzen des Pupillenreflexes. Bevor ich dieses Gerät übergab, nahm ich nach oben zur Sternwarte des Institutes mit. Hier hatte ich eine UKW-Antenne aufgebaut. So konnte ich bei Überreichweiten Sendungen des NWDR aufnehmen. Zufällig geschah dies auch für eine Feier zur Wiedereröffnung der Aula von Kiel ca. 1957. Dort wurde das Gedicht „*Der Student in Kiel*“ vorgetragen. Alle Nachforschungen hierzu blieben erfolglos. Weder die Uni Kiel wusste, wann die Aulafeier war, noch wer das Gedicht vortrug oder wer es geschaffen hatte. Der NWDR hatte keinen Mitschnitt gemacht. So bin ich der Einzige, der das Gedicht real besitzt. Deshalb füge ich den Text hier ein:

Es lebte ein Student in Kiel,  
Der ochste und der büffelte viel.  
Und wurde gebührend bewundert.  
Er war das größte Fachgenie  
Auf dem Gebiet der Sellerie  
Als Heilkraut im zwölften Jahrhundert.  
Doch schon bei den Tomaten, da war sein Wissen schwach;  
Machen sie was dagegen: Es schlug nicht in sein Fach,  
Es schlug nicht in sein Fach.

Sprach man von Kunst und Politik  
Von Fußball oder von Musik,  
Dann verschloss er voll Abscheu die Ohren  
Und holte man ihn mal zum Skat  
Dann spielte er Selleriesalat  
und hat dabei natürlich verloren.  
Er hielt Ten Hoff für'n Sänger Als Feldherrn nannte er Bach.  
Machen sie was dagegen: Es schlug nicht in sein Fach,  
Es schlug nicht in sein Fach.

Da eines Tages sah' er Sie,  
Gewachsen wie 'ne Sellerie.  
Er hat sie botanisch bewundert.  
Bald wurde sie ihm angetraut.

Sie trug im Haar ein Selleriekraut  
Und ein Kleid aus dem zwölften Jahrhundert.  
Doch nahte die Tragödie bereits im Brautgemach;  
Machen sie was dagegen: Es schlug nicht in sein Fach,  
Es schlug nicht in sein Fach.

Er schenkte dann der Wissenschaft  
Das Standardwerk vom Selleriesaft.  
Es waren schon fünfzehn Bände,  
Bis er dann eines Tages in Kiel  
Der Länge nach ins Wasser fiel.  
Da nahm er ein trauriges Ende.  
Hätt' er sich doch nur erhoben, das Wasser war ganz flach;  
Machen sie was dagegen: Es schlug nicht in sein Fach,  
Es schlug nicht in sein Fach.

Und die Moral von diesem Lied:  
Kennt einer nur sein Fachgebiet,  
Dann ist er nicht allzu viel nütze.  
Er schifft hinaus mit aller Kraft  
Aufs hohe Meer der Wissenschaft  
Und ersäuft in der nächstbesten Pfütze.  
Verehrte Fachgelehrte, denken sie mal darüber nach,  
Vorausgesetzt natürlich: Das Denken schlägt in Ihr Fach,

Nach meiner Promotion am 1.10.1958 über die Theorie der Frequenzmodulation bei der Videospeicherung wurde ich 1959 Oberassistent. Durch die Vermittlung von Prof Frühauf wechselte ich zur Arbeitsgruppe für Magnetische Signalsspeicherung (AMS) in Berlin. Ich war dort sogar der erste Mitarbeiter. Der Leiter Dr. Greiner und die weiteren fünf blieben noch kurze Zeit in Jena.

Anlässlich einer Tagung, die ich 1959 in Stuttgart besuchte, lud mich Grundig zu einem Besuch seines Bereiches Audiospeicher in sein Werk in Fürth ein. Als ich dort im Anschluss an die Tagung ankam, wurde ich von einer sehr attraktiven, jungen Dame sofort mit etwa den folgenden Worten begrüßt: Sie bleiben doch hier, wir haben Wohnung, Gehalt und alles Weitere für sie schon organisiert. Über diese unvermittelte Art war ich mehr als verwundert. Schließlich war ich ja zur Werksbesichtigung eingeladen und wollte daher den Leiter sehen (leider fällt mir sein Name nicht mehr ein). Ihre Antwort war, dass so ein Angebot, wie sie es mir unterbreiten, müsse doch jeder DDR-Bürger wie ein Ertrinkender den Strohalm ergreifen. Diese diskriminierenden Aussagen bewirkten, dass ich das Angebot sofort strikt ablehnte. Dennoch bekam dann zwar noch den Leiter und noch einiges vom Werk zu sehen. Doch Grundig war für mich nicht mehr interessant.

In Berlin begann ich bald mit Vorlesungen an der Humboldt-Universität, zunächst für Messtechnik, bald aber für Elektronik. Nach dem Bau der Mauer 1961 stellte ich regelmäßig eine Analogie zur Bekämpfung von Störungen her. In der Technik gibt es dafür drei Möglichkeiten: die vollständige Abschirmung der Störquelle oder des Signalempfängers und schließlich die Kompensation durch Ergänzung entgegengesetzter Signale (Vergleich mit englischen Politik des Gleichgewichts). Erstaunlicher Weise wurde das von vielen als meine Bestätigung für den Mauerbau interpretiert. So war es jedoch nicht von mir gemeint. Ich hütete mich natürlich das explizit zu sagen. So galt ich offensichtlich – auch beim ZK-Mitglied Prof. Rompe – als progressiv. Das könnte ein Grund dafür sein, dass er mich längere Zeit förderte. Außerdem galten meine Vorlesungen fachlich als besonders hochwertig. Doch später erkannten einige, dass es mit den Störungen auch umgekehrt gemeint sein könnte. Was mir natürlich zum Nachteil gereichte.

Durch Messungen hatte ich schon früher festgestellt, dass beim Magnetbandgerät, ähnlich wie beim Gehör, unterscheidbare Amplitudenstufen (Logons) auftreten, die näherungsweise proportional zur Signalgröße sind. Die dazu passende Berechnung der Informations-Entropie erfordert die Lösung eines komplizierten Variationsproblems. Das gelang mir nicht. Daher entwickelte und publizierte ich 1959 eine iterative Näherungslösung. Zu dieser

Problematik erfolgte 1962 an der Technischen Hochschule in Stuttgart die Dissertation von Erich Pfeiffer „Über die Kanalkapazität von Magnetbandsystemen“. Sie war 30.4. 62 eingereicht, die mündliche Prüfung erfolgte am 26.7. 1962. Der Hauptberichter war Prof. Dr. Ing. habil. J. Dosse, der Mitberichter Prof. Dr. Ing. Lotze. Die Arbeit erhielt ich erst 1964. Anscheinend war es dem Doktoranden gelungen, das Variationsproblem zu lösen. Deshalb las ich die Arbeit sehr gründlich. Dabei stellte ich an zwei Stellen wesentliche Fehler (eigentlich Manipulationen) fest. So kam er genau zu meiner Formel. Ich schrieb das an die TH, bekam aber von dort keine Antwort. Etwa ein halbes Jahr später erhielt von Autor aus den USA etwa die folgende Nachricht: Das interessiert mich überhaupt nicht. Ich habe jetzt hier einen guten Job und das genügt mir.

In den 1960er Jahren war ich auch zu einer Firma in Westdeutschland (leider weis ich nicht mehr, wie sie hieß) eingeladen, die Studiobangeräte vertrieb und sich auch mit Dolby (gemäß meiner reziproken Dynamikregelung) beschäftigte. Nach längeren Diskussionen schlug der Leiter vor, die Partnerfirma Studer (berühmt für ihre sehr hochwertigen Quasistudiogeräte) in der Schweiz zu besuchen. An der Deutsch-Schweizerischen Grenze gab natürlich Kontrollen. Aber letztlich durfte ich auf Basis meines Führerscheins mit einreisen. bei Studer konnte ich dann viel Interessantes sehen. Doch eine langfristige Verbindung entstand leider nicht. Aber in meinem Hotel hatte ich große Probleme mit dem Schweizer Deutsch.

Etwa 1961 wandte sich der Leiter des Arbeitskreises Elektroakustik der KDT, Prof Reichardt von TU Dresden an mich. In der Magnetbandfabrik Wolfen (ORWO) gab es immer wieder Probleme bei den Magnetbändern. Er schlug daher einen Einsatz meiner AMS vor, um Schwachstellen in der unsicheren Produktion aufzufinden. Diesen Vorschlag stimmte ich dann mit dem dortigen Bereichsleiter Dr. Küster ab. Wenig später fuhr ich mit etwa zehn Mitarbeitern der AMS nach Wolfen. Sie wurden den einzelnen Produktionsabschnitten zugeteilt. Aus den Ergebnissen einer Woche kritischer Beobachtung legten wir dann einen Bericht mit konkreten Hinweisen und Empfehlungen vor. Nach etwa einer Woche bat mich der Leiter der Filmfabrik, Prof. Meyer zu sich. Er begrüßte mit den Worten: „Wie alt sind sie eigentlich?“ und kanzelte mich dann herunter: Wie ich es wagen könne, so in den Betrieb einzugreifen. Dennoch hat unser Bericht deutliche Verbesserungen gebracht. Außerdem hat das Vorgehen weitere Interessen geweckt. Sie dürften schließlich auch ein Anlass zum Dreiergespräch von Prof. Ardenne, Prof. Reichardt und mir gewesen sein, Hierbei konnte ich feststellen, dass Ardenne keineswegs arrogant war, wie es allgemein hieß. Bereits beim Beginn des Dreiergesprächs musste ich ihm, trotz Warnung von Prof. Reichardt, bezüglich besonderer technischer Möglichkeiten für einen Magnetkopf widersprechen. Er nahm meine Aussagen sehr sachlich auf und korrigierte umgehend seine Aussage. Bei den späteren Besprechungen zum Metalldünnschichtband im Forschungsrat nahm er mich immer mit. Als eigentlich nicht „Berechtigter“ musste ich in einem Extrastuhl hinter im sitzen. Für seine Diskussionsbeiträge sicherte er sich des Öfteren zunächst inhaltlich bei mir ab. Schließlich konnten wir auf der Intermag 1966 unsere ersten guten Ergebnisse vorstellen.

1963 war ich Mitglied des Bezirksvorstandes des FDGB von Groß-Berlin und in dieser Funktion auf seiner Jahrestagung. Unvermittelt bat hier der Vorsitzende, wegen der Ermordung von Kennedy zu dessen Ehre uns von den Plätzen zu erheben. Alle standen auf, jedoch neben mir saß mein Kollege Ulrich Möser, der lautstark protestierend sitzen blieb. Das ist mir immer noch sehr genau im Gedächtnis. Es demonstrierte mir so nämlich, dass man gegen „offizielle“ Maßnahmen auftreten kann und zuweilen sogar muss.

Lange Zeit behaupteten meine Mitarbeiter: Das Metalldünnschicht erzeugt kein Rauschsignal. Selbst harter Einspruch von mir half hier nicht. Also musste ich mal wieder experimentell arbeiten. Dabei fand ich natürlich deutliches Rauschen und auch dessen Statistik.

Mein Mitarbeiter Wolfgang Pöbel hatte um 1965 von mir die Aufgabe erhalten, experimentell abzuklären, bei welcher Spurhöhe das Magnetband die größtmögliche Informationsspeicherung ermöglicht. Trotz umfangreicher Versuche erhielt er kein brauchbares Ergebnis. Daher entschloss ich mich, dies theoretisch zu untersuchen und fand dabei eine brauchbare Formel. Wesentliche Grenzen ergeben sich aus der Spaltweite, der mechanischen Spurführung und der gespeicherten Energie. Die optimale Spurhöhe liegt bei wenigen  $\mu\text{m}$ . Dieses Ergebnis trug ich bei IBM in San Jose, Kalifornien am 13.4.67 vor und erntete viel Zustimmung. Als praktische Anwendung versuchten wir später, sehr dünne Profilstahlseile zu bedampfen. Das hätte ohne den Dralleffekt der alten Drahttontechnik viele neue Möglichkeiten eröffnet. Die Untersuchungen wurden leider durch die Wende unterbrochen.

Meine Publikationen auf dem Gebiet der Magnetbandspeicherung und unser Vortrag zum Metalldünnschichtband haben wohl bewirkt, dass ich eine Einladung für einen frei wählbaren Vortrag auf der Intermag-Konferenz in Washington 1967 erhielt. Doch bevor ich fahren konnte, musste ich mir in der Botschaft der USA in Westberlin das Visum geben. Doch leider war das erst am Samstag möglich und Sonntag musste ich fliegen. Doch als ich dort ankam war die Stempelautomatik defekt. Daher rief die zuständige Verantwortliche in meiner Gegenwart zunächst Dr. Eldridge in den USA an. Er bestand auf mein Kommen. Also musste das Gerät in meinem Beisein repariert werden. Als ich dann in den USA beim Zoll ankam, war nicht ich, sondern mein Pass mit „stateless“ interessanter. Er wanderte von einem zum anderen Zollbeamten. Jemand aus Ostdeutschland (DDR) war eine Sensation. Die Tagung verlief voll zu meiner Zufriedenheit. Im Anschluss bot mir IBM eine von ihnen vollständig bezahlte 14-tägige Reise nach Kalifornien plus 100 Dollar Taschengeld an. Das widersprach zwar meiner Direktive und hätte vielleicht schwere Strafen bei der Rückkehr in die DDR bedeuten können. Dennoch nahm

ich an. Ich bekam bei IBM viel zu sehen und hielt dort auch einige Vorträge aus dem „Stehgreif“. Gegen Ende des Aufenthaltes brachte mich ein Kollege in einem Hotel in San Francisco unter. Wir fuhren mit dem Auto in die Tiefgarage und von dort mit dem Fahrstuhl in mein Zimmer. Dito zurück und dann nach Chinatown in San Francisco, wo ich viel gezeigt bekam. Nach etwa 2 Stunden Betreuung erreichte ich, dass ich mich allein bewegen konnte. Abends gegen 10 Uhr wollte ich dann in mein Hotel, ich wusste ja die Himmelsrichtung und schließlich standen damals üblicherweise Name sowie Adresse des Hotels auf dem Hotelschlüssel. Wenn man am Ende des Aufenthalts vergaß ihn abzugeben, konnte er einfach in einen Briefkasten geworfen werden. Also holte ich den Schlüssel aus der Tasche, um mein Hotel ausfindig zu machen. Doch dieser Schlüssel enthielt nur die Post Office Box Nummer. Na ja, war ja auch nicht so schlimm. Also hieß es anrufen, was auch gleich im nächsten Geschäft funktionierte. Doch vom Post-Office-Amt kam die automatische Ansage, dass es nur bis 22:00 Uhr besetzt sei. Nun stand ich in San Franzisko, kannte weder den Ort noch den Namen meines Hotels, geschweige denn sein Aussehen. Versuche in den beiden nächsten Hotels brachten keine Hilfe. Dann kam ich an einem dritten vorbei. Dort nahm mir, nach meiner Schilderung, bereits am Eingang ein farbiger Dorkeeper den Schlüssel ab und verschwand damit. So stand ich nun auch noch ohne Schlüssel auf der Straße. Nach einer, mir sehr lang erscheinenden Zeit kam er mit freundlichem Lächeln und dem Schlüssel zurück und meinte, ich hätte ein sehr gutes Ortsgedächtnis, mein Hotel liege nur ca. 100 m um die Ecke.

Nach der Rückkehr aus den USA, berichtete ich im Vortrag den Kollegen und Mitarbeitern meines Institutes auch über mehr persönliche Eindrücke und Erlebnisse. U. a. war mir aufgefallen, dass sich nach meinem Geschmack die Amerikanerinnen nicht gut zu kleiden verstanden. Das ganze Gegenteil galt für die Mulattinnen. In diesem Sinne erklärte ich, dass ich drei Tage gebraucht hätte, „Um mich in den Kleidern der Frauen zurecht zu finden“. Diese ungewollte, von mir nicht beabsichtigte und daher auch nicht bemerkte zweideutige Formulierung löste ein Lachen im Auditorium aus. Auch dies verstand ich falsch und wiederholte mit Betonung „Ja, ich brauchte wirklich 3 Tage“. Erst nach einem Jahr erklärte mir ein Kollege diesen Zusammenhang und welche Freude ich damals allen Zuhörern bereitet hätte.

In den nächsten Jahren konnte ich dann noch mehrmals zur Intermag fahren und dort auch Vorträge halten. Hierdurch bekam ich guten fachlichen und menschlichen Kontakt zu den beiden führenden amerikanischen Speicherspezialisten Eldridge und Bate. Eldridge konnte ich später sogar einmal in der DDR empfangen. Ich holte ihn dabei am Checkpoint Charly ab und konnte mit ihm dann andere DDR-Spezialisten (vor allem der Videospeicherung) besuchen. Natürlich bin ich dabei gründlich überwacht worden.

Bereits 1966 soll meine Berufung zur Humboldt-Universität geplant gewesen sein. Das soll jedoch Prof. Rompe aus mehreren Gründen (s. o.) verhindert haben. Wahrscheinlich erfolgte deshalb in der Akademie der Wissenschaften meine Berufung zum Direktor des Institutes für Optik und Spektroskopie am 1.10.1967.

Kurz danach standen unvermittelt zwei Frauen vor meiner Wohnungstür und boten mir alte Rundfunkempfänger zum Kauf an. Ich war darüber sehr erstaunt. Doch sie behaupten, ich hätte eine entsprechende Anzeige in die Berliner Zeitung setzen lassen. Ich hielt das für eine Verwechslung. Doch als wenige Stunden später kamen weitere Verkäufer mit Geräten, die dasselbe behaupteten. Ich schaute nach, ja es stimmte. Also hatte mir jemand einen Streich gespielt, der um meine Kenntnisse auf diesem Gebiet wissen wusste. Dafür kamen nur wenige Mitarbeiter in Betracht, doch keiner meldete sich. Erst 2012 erfuhr ich von meiner Sekretärin, dass es Dr. Straubel war. Ich hielt es aber damals für am besten, aus der Not eine Tugend zu machen. Also begann ich alte Geräte, Röhren usw. zu sammeln. Damals gab es noch keine Nostalgie-Bewegung. So war ich allein auf weiter Flur und konnte als Rundfunkmechaniker bequem das Wertvolle auswählen. Erst später entstanden entsprechende Klubs. Für den Verein im Dresdner Verkehrsmuseum zählte ich zu den ersten sieben Gründungsmitgliedern. Als sich hier jedoch die Stasi einschaltete und alle Geräte registriert werden sollten usw. (Divisen!), zog ich mich zurück.

Als Direkter nahm ich nun auch an den monatlichen fachlichen Sitzungen des Präsidiums der Akademie teil. Hier erbe ich auch den Logiker Prof. Schröter, der auch wegen seiner Leibesfülle berühmt war und zuweilen als „Kugel auf Beinen“ bezeichnet wurde. Er saß dann stets in der ersten Reihe. Kaum hatte der Redner begonnen, störte lautes Schnarchen nicht wenig. Sobald aber der Redner geendete hatte, stellte er sehr treffende und äußerst kritische Fragen zum Thema. Nur einmal blieb er zunächst länger ruhig. Das geschah beim Vortrag von Prof. Helmut Haenel, Direktor des Institutes für Ernährungsforschung in Potsdam-Rehbrücke. Dessen Vortrag betraf das optimale Körpergewicht für langes Leben, heute besser als Body-Index bekannt. Prog Schröter meldete sich diesmal erst nach einigen Diskussionen zu Wort: „Ich finde die Ausführungen des Herrn Kollegen hoch interessant, aber statt dass ich im Alter als ein vom Fleische gefallener Esel und geistig umnachtet umherlaufe, bleibe ich lieber bei meinem jetzigen genussreichen Lebenswandel und setzte sich dann. Damit war die Tagung zu Ende.“

1966 war ich auf eine Tagung in Stuttgart. Hier traf ich einen Kollegen, dessen Buch über chinesische Sprache und Geflogenheiten ich kurz vorher rezensiert hatte. Er war Flugamateurliebling und lud mich daher zu einem Flug im privaten Flugzeug über Stuttgart ein. Auf dem Tower bekam er die Genehmigung mich als DDR-Bürger mitnehmen zu dürfen. Er wollte mit gerade kurzfristig das Steuer übergeben, da erhielt er vom Tower den Befehl zur Landung, weil eine internationale Maschine im Anflug sei. Dieses Geschehen durfte ich natürlich nicht bei der Rückkehr in der DDR mitteilen.



Einige Zeit vor den Tschechischen Tausend Worten (August 1968) machten ich mit meiner Frau am Goldstrand von Varna (Bulgarien) Urlaub. Uns fiel dort eine gut aussehende Frau auf, die ganz blau angezogen war. Nicht nur der Badeanzug, sondern auch die Haare waren getönt, auch die Augenschatten, Finger- und Zehnägeln waren blau. Mit dem Anschauen waren wir so beschäftigt, dass wir den etwas rundlichen, dazugehörigen Ehemann gar nicht wahrnahmen. Der kam dann plötzlich mit folgenden Worten auf uns zu: „Herr Völz, sie wollen mich wohl nicht mehr erkennen, hat Ihnen wohl Walter Ulbricht verboten.“ Es war der Magnetiker Prof. Benda aus Bratislava, den ich von mehreren Fachtagungen gut kannte. Diese Frage schuf zunächst eine peinliche Situation. Doch meine Frau löste sie durch herzhaftes Lachen. So wurde die Frage zum Scherz gewandelt und von da an hatten wir mit beiden herzliche Kontakte und viel Freude. Bald erzählten wir uns fast im Wettbewerb politische Witze. Doch als eines Tages war schlechtes Wetter und er fragte mich „Wollen wir nicht einmal Schach spielen?“ „Nun ja“ war meine Antwort: „während des Studiums in Greifswald habe ich teilweise sogar am ersten Brett gespielt. Doch ich habe bestimmt seit zehn Jahre nicht mehr richtig gespielt. Versuchen wir’s!“ Dann begann das Unwahrscheinliche. Der Kollege spielte seltsam. Er opferte einen Springer, Läufer oder gar einen Turm und erzählte nebenbei weiter gute Witze. Er schien überhaupt nicht bei der Sache zu sein. Doch im Mittelspiel verlor ich dann jedes Mal völlig unvermittelt. Am Ende des Urlaubs verabschiedete sich Prof. Benda dann wie folgt. Jetzt muss ich Ihnen eine andere Eröffnung machen. Die Zeiten sind gerade nicht besonders erfreulich, aber sie spielen wirklich recht gut. Sie hatten jedoch keine Chance. Ich bin nämlich Seniorenmeister der Slowakei.“

1970 sparte ich als Institutsdirektor den zustehenden persönlichen Kraftfahrer ein. Mir war es einfach zu dumm, dass ständig jemand untertänig auf mich warten musste. Also fuhr ich selbst den Dienstwagen. Doch zur „Strafe“ musste ich natürlich auch die Routine-Prüfungen der Kraftfahrer mitmachen. Hier hatte ich einmal als Erster einen Slalom zwischen aufgestellten Verkehrsteilern zu absolvieren. Als Sportmuffel wusste ich nicht, was ein Slalom ist. Daher fuhr ich abwechselnd vorwärts und rückwärts senkrecht zur angezeigten Strecke fehlerfrei hindurch. Für alle, die das später erzählten, galt es entweder als bössartiger Witz oder als ein Geck, den sich der Institutsdirektor einfach erlaubt hatte. Dass ich wirklich sportlich so unwissend war, galt als unmöglich.

Wenig später stellte ich fest, dass um unser Institutsgebäude herum viel Unkraut wild wuchs. Mit der Verwaltung in Berlin-Adlershof gelang mir keine Lösung. Also versuchte ich die Mitarbeiter zu einem Sonnabendeinsatz (Subotnik) zu überzeugen. Doch die Antwort viel negativ aus: Das haben wir schon einmal gemacht und der Erfolg war, dass ihm eine schöne Birke vor dem Haus zum Opfer viel. Es war jetzt nur noch eine rechts vor dem Gebäude vorhanden. Sie musste also geschützt werden. Da ich den personengebundenen Fahrer abgeschafft hatte und alle Dienstfahrten selbst erledigte, verfiel ich auf eine ausgefallene Idee. Bei einer Dienstfahrt zu den Keramischen Werken in Hermsdorf „stahl“ ich im Wald ein Naturschutzschild. Dieses war nun ungesehen an der Birke anzubringen. Doch keiner meiner vertrauten und auch am Wochenende arbeitenden Mitarbeiter – z. B. Dr. Hertz (Sohn des Nobelpreisträgers Gustav Hertz) – war dazu bereit. So fuhr ich eines Sonntags mit meiner Frau nach Adlershof. Sie wurde jedoch vom Pförtner nicht auf das Gelände gelassen. Das hatte den Vorteil, dass ich nun sogar ohne besondere Vorsicht und damit in aller Ruhe das Schild anbringen konnte. Denn ich wusste, dass sie den Pförtner gut unterhalten würde. Zum Erstaunen vieler – auch der Verwaltung – hing es dort dann mehr als ein halbes Jahr. Sogar ein deutlicher Trampelpfad zum Baum entstand. Natürlich gab es die seltsamsten Gerüchte, wie etwa „im Institut arbeitet man unter Naturschutz“. Doch leider wurde auch jetzt nichts aus dem Subotnik.

Als Direktor wurde auch ich jährlich einmal im Akademieinstitut in Berlin-Buch vorbeugend untersucht. Einmal stellte dabei mein Arzt bei der Auswertung fest, dass ich bereits vor dem Leistungs-EKG einen erhöhten Blutdruck hatte. Nach einigen Überlegungen fragte er dann, welche Schwester denn die Untersuchung durchgeführt habe. Ich konnte sie nur mäßig beschreiben, aber dann kam seine Antwort: Dann ist ja alles geklärt, bei ihr ist es mit allen Männern so.

Wegen der Entwicklung des Metallschichtbandes sollte im September 1968 ich mit meinen Mitarbeitern auf Vorschlag von Prof. Lanius mit der Leibniz-Medaille ausgezeichnet werden. Ich bestand darauf, dass auch Ardenne einbezogen werden müsse. Doch das lehnte die Akademie ab. So lehnte auch ich die Auszeichnung für mich ab und es wurden meine Mitarbeiter, Dr. Effenberger vom Ardenne-Institut und Dr. Schneider von ORWO ausgezeichnet. Jedoch der Präsident der Akademie Prof. Klare trickste mich aus. Am Leibniztag wurde ich nach vorne gerufen und musste alle Auszeichnungen zur späteren Weitergabe entgegennehmen.

Bereits 1960 befasste sich das Präsidium der ADW mit der Wissenschaftsdisziplin Kybernetik. Den Vorsitz hatte Prof. Klaus. Mitglieder waren die Prof. Thiele, Schröder und Rompe sowie R. Reissig, F. Behrens. Es gab u. a. Beratungen am: 14.4.1961, 30.1.1962, 12.3.1962 und 6.10. 1962 sowie eine Konferenz zur Kybernetik am 16./17. 1962. Von da ab war Klaus so krank, dass zunächst fast alles einschlief. Ein beachtlicher Fortschritt ergab aber durch die „Wissenschaftliche Konzeption Kybernetik“ der Expertengruppe des MWT, in der vor allem Prof. Klix führend und besonders aktiv war. Die Konzeption wurde am 6.2.1969 erfolgreich verteidigt und diente dann der AdW als Vorlage für die Weoitearbeit. Auf der Basis des Ministerratsbeschlusses Nr. 02-53/10/68 erhielt ich nach mehreren Umwegen den Auftrag zur Bildung eines Zentralinstitutes für Kybernetik. Hierzu hatte ich dem Präsidium eine Konzeption vorzulegen. Die ich mit erheblicher Unterstützung von Prof. Klix anfertigte. In zwei Präsidiumssitzungen der ADW (29.8. 68 und 29.1.1969) wurde der Entwurf mit fadenscheinigen Gründen vor allem von

Prof. Rompe verzögert. Bei der dritten Sitzung (19.2.69) leistete ich mir nach erneuten formalen Einwänden einen Eklat. Ich verwies auf das Zitat von Planck, in dem er sagte, dass eine neue Wissenschaft sich erst dann durchsetzt, wenn ihre Gegner ausgestorben sind. Darauf herrschte eine längere peinliche Stille und schließlich sagte der äußerlich ganz ruhig gebliebene Präsident: Damit ist die Konzeption wohl bestätigt. Das Protokoll dieser Sitzung ist nach meinen Untersuchungen offensichtlich im Akademie-Archiv getilgt worden und die Bestätigung meiner Konzeption dann auf die zweite Sitzung vorverlegt. Den Zusatz Informationsprozesse (I) habe ich angefügt, ohne dass es jemand irgendwie auffiel. Mir war bereits damals Information sehr wichtig. Doch die offizielle Gründung des Institutes verzögert sich stark. Es ist Prof Lanius zu verdanken, dass sie trotzdem ohne schriftliche Bestätigung durch die Akademieleitung „erfolgte“. So kam zur Gründungsfeier am 9.5.1969. Zur Feier spielten Otto Rühlemann, Siefried Schramm und Dieter Hähnchen das Divertimento B-Dur von Mozart. Es folgte eine kurze Ansprache von mir und danach erklang die Mozart-Serenade C-Dur (Flöte, Klarinette und Fagott). Eine fachlich betonte Festansprache hielt dann Dr. Senf aus Dresden „Aspekte und Analyse von Regelstrecken“. Den Abschluss bildete das Kleine Trio von Dschang She-Jen Pu. Legitimiert wurde alles aber erst mit der Anweisung vom 9.9.1969, jedoch mit dem zurückverlegtem Datum vom 1.5.1969. Das Institut bestand dabei aus: AMS Berlin mit 32 Mitarbeitern. AMK Jena mit 5 und IRS Dresden mit 76 sowie aus der Mathematik Dr. Bellmann und Dr. Schemmel. Jedoch bereits 1972 wurde die Informationsverarbeitung ins Zeuthener Institut überführt. 1972 wurde auch die Systematische Heuristik von Prof. Müller aus er der AMLO (Akademie für marxistisch-lenistische Organisationswissenschaften) in das ZKI eingeordnet. Später kamen noch weitere Gruppen hinzu.

In den 70er Jahren flog ich zur Beratung mit Dr. Weide nach Kiew. Üblicherweise wurden Dienstreisende in Russland an den Flughäfen beschleunigt abgefertigt. Doch dieses Mal warteten wir beide über zwei Stunden ohne dass ich mein Gepäck bekam. Dann wurde ich schließlich aufgerufen. Man führte Dr. Weide und mich auf den Flugplatz. Dort stand mein Koffer und rundherum im Abstand von etwa zehn Metern mehrere Uniformierte. Ich wurde gefragt, ob das mein Koffer sei. Ich sagte ja. Dann bat man mich zum Koffer zu gehen und ihn zu holen. Als ich ihn anhub vibrierte er zu meinem Erstaunen. Ziemlich erschreckt überlegte ich eine Weile und nach einigen Sekunden bekam ich einen Lachkrampf. Mir fiel ein, dass ich einen elektrische Zahnbürste im Koffer hatte und die musste sich durch Erschütterungen eingeschaltet haben. Ich holte sie aus dem Koffer. Doch nur einige fanden das so belustigend wie ich.

Mein übergeordneter Leiter Prof. Lanius hat mich bereits um 1970 darauf hingewiesen, dass es meinem Ansehen und noch mehr dem des Institutes schade, wenn ich mich mit Information oder gar Emotionen usw. beschäftige. Da er meine Aktivität kannte und auch schätzte, empfahl er mir dringend, stattdessen ein Buch über Elektronik zu schreiben, das meine Kenntnisse der entsprechenden Vorlesung an der Humboldt-Universität zusammenfasse. So erschien 1974 die erste Auflage, der vier weitere folgten. Erst danach konnte ich mich endlich gründlich mit Information beschäftigen. Prof. Lanius war für mich der beste Leiter, den ich jemals hatte, obwohl wir des Öfteren erheblich unterschiedliche Meinungen hatten. Aber jeweils vor Weihnachten lud er mich zum persönlichen Gespräch unter vier Augen ein. Hierbei diskutierten wir ganz sachlich die Probleme, schufen so Klarheit und konnten wieder ein Jahr gut zusammenarbeiten. Er hat es mir nicht einmal übel genommen, dass ich die von ihm vorgeschlagene Leibniz-Medallie unter für ihn fadenscheinigen Gründen abgelehnt hatte.

Etwa um 1980 erwachte ich eines Nachts über mein eigenes lautes Lachen. Auch meine Frau erwachte und fragte sehr verwundert, was denn geschehen sei. Ich kam erst langsam zu vollem Bewusstsein. Dann wusste ich, dass ich den folgenden Dreizeiler erträumt hatte:

Guten Wein, den sollst du trinken.

Hübschen Mädchen musst du winken.

Doch auf meinen Käse lass ich keinen stinken.

Nach einigem Überlegen wurde mir dann die Ursache klar. In Vorbereitung meiner Informationsbücher von 1982/83 hatte ich mich auch ausführlich mit den vier dicken Bänden von F. Kainz „Psychologie der Sprache“ beschäftigt. Dabei hatte ich mich mehrfach über seine Behauptung geärgert, dass nur Bilder aber nie Sprachliches träume. Hatte ich doch des Öfteren im Traum Diskussionen geführt und wusste ich doch auch, dass viele Menschen im Traum laut sprechen. Der Dreizähler war dadurch wohl im Unterbewusstsein entstanden. Ich habe anschließend mehrfach versucht, ähnliche kurios-witzige Dreizeiler bewusst zu schaffen, was mir aber nie gelang.

Im ZKI organisierte ich einmal im Monat nach Feierabend kulturpolitische Gespräche. Recht erfolgreich war der Besuch von Prof. Klemke. Am Ende zeichnete er an die Wand unseres Versammlungsraumes seinen Kater, der danach zu einem Kultobjekt wurde. Doch nach unserem Auszug aus der Baracke wurde er leider von Malern einfach übertüncht. Sehr erfolgreich war auch die Sonderaufführung von Günther Rückers Film „der Dritte“ am Frauentag für die weiblichen Mitarbeiterinnen. Er war damals noch verboten. Das war durch unglücklicher Umstände bei der Uraufführung geschehen, die ich durch meine Frau, die damals bei der Akademie der Künste tätig war, miterleben durfte. In weiteren Veranstaltungen waren u. a. Hermann Kant, Manfred Weckwerth (zu Brecht), Otto Stark (Distel), Alexander Stoll, Achim Kühn und Karl Heinz-Gerstner unsere Gäste.

Im Institut war auch der Sohn des Dekans der Uni Leipzig Prof Meyer beschäftigt. Hin und wieder ahmte er seinen Vater nach, der sich regelmäßig zu Semesterbeginn bei seinen Stundetenn wie folgt vorstellte: „In Leipzig

gibt es drei Meyer, einen Sauf-Meyer, einen Freß-Meyer und einen Huren-Meyer – und alle drei bin ich“. Er war auch Vorsitzender der Ehrenkommission. Hier hatte er einmal den folgenden Fall zu behandeln: Die Studenten der Philosophie hatten die der Theologie zu einer Feier eingeladen und diese dann reichlich betrunken gemacht. Einen Eingeschlafenen konnten sie anschließend teilweise ausziehen, den Penis mit Schuhcreme einschmieren und auf Hochglanz polieren. In der Verhandlung war es dem Betroffenen sehr peinlich, das auszusagen. Darauf sagte besonders laut Meyer: Nun sag’ doch schon, was sie mit deinen Schanz gemacht haben – und an die Sekretärin: Fürs Protokoll natürlich den Penis. Die Verhandlung endete schließlich mit Freispruch. Eine anders geartete Verfehlung musste Prof. Woschni in der Ehrenkommission in Karl-Marxstadt verhandeln. Hier wurde eines Morgens festgestellt, dass in die Institutswerkstatt eingebrochen war, aber eigenartigerweise nichts zu fehlen schien. Wenig später fanden die Reinigungsfrauen an der Wand des Karzers viele Heringe angenagelt. Bald stellte sich heraus, dass hier am Abend zuvor eine Promotionsfeier stattgefunden hatte. Für den möglichen Kater hatte man ein Fass mit Heringen besorgt. Doch davon blieben am Schluss recht viele übrig. So beschloss man, aus der Werkstatt Hammer und Nägel zu holen, um sie als Verzierung schön regelmäßig anzunageln. Eigentlich hätte die Promotion deshalb annulliert werden müssen. Doch Woschni fand einen Weg das zu vermeiden.

Auf dem Leibniz-Tag der Akademie der Wissenschaften etwa 1980 hielt Prof. Rompe einen Vortrag zum zeitlichen Abstand zwischen einer neuen Idee und deren technischer Anwendung. Durch ausgewählte Beispiele versuchte er zu zeigen, dass im Lauf der Geschichte sich dieser Abstand ständig verkürzt hat. Z. B. betrug er beim Transistor nur noch zwei Jahre. Er folgerte, dass er daher vielleicht bald Null werden könne. Am Ende der Rede meldete sich Prof. Kuczynki zu Wort: „Herr Kollege Rompe wir stimmen im wesentlichen überein, aber wir müssen noch darüber streiten, ob sich Archimedes, als er aus dem Bad stieg und nackt durch die Straßen lief sich zuvor noch abgetrocknet hatte oder nicht!“

1983 führte die Akademie der Wissenschaften die dreitägige Tagung „Zur Bedeutung der Information für Individuum und Gesellschaft“ durch. Zu dieser Zeit lagen von mir bereits zwei umfangreiche Monographien zur Information vor. Aus politischen Gründen waren sie jedoch nur in 300 Exemplaren erschienen. Die beiden letzten Exemplare verkaufte der Verlag während der Tagung nach Australien. Andere Publikationen zum Thema waren faktisch nicht vorhanden. Dennoch durfte ich trotz Vorschläge mehrere Kollegen nicht vortragen. Es galt das Argument, ich sei kein Akademie-Mitglied. Jedoch mein Nachfolger als Direktor Prof. Kempe, ebenfalls kein Akademie-Mitglied, trug über die Shannonsche Informationstheorie vor, leider nur halb richtig. Ich durfte lediglich an der Diskussion teilnehmen. Hier beging ich erneut einen Fauxpas. Nachdem sich einige Akademiemitglieder sehr euphorisch über das „papierlose Büro“ ausgelassen hatten, konnte ich es mir nicht verkneifen, recht deutliche Kritik zu üben. Ich stellte einen Vergleich an: Mit der Erfindung der drahtlosen Telegraphie nahm der Drahtverbrauch extrem stark zu und so wird es auch mit dem papierlosen Büro sein. Immerhin wurde dieser Beitrag im Konferenzband übernommen. Jedoch meine anderen Kritiken bleiben undokumentiert.

Zu meinem 50. Geburtstag (1980) wollte mir mein Vater, der in Karlsruhe lebte einen Heimcomputer nach meiner Wahl schenken. Die Einfuhr in die DDR musste jedoch der Zoll genehmigen. Die verlangte Einfuhrgebühr von 2 000 DM billigte mein Vater nicht. Meine Beschwerden durchliefen selbst mit der Unterstützung der Akademie der Wissenschaften erfolglos alle Distanzen. Meine letzte Beschwerde an Honecker wurde schließlich sogar mit einer deftigen telefonischen Belehrung beantwortet. Doch etwa ein Vierteljahr später sprach mich mein Vorgesetzter Prof. Kempe an: „Horst, willst Du nicht Deinen Vater besuchen? Der ist, wie ich hörte, ernsthaft krank“. Er war auch wirklich erkrankt, wenn auch nicht sehr ernsthaft. Ich antwortet „Ich bin doch Reisekader und das darf ich doch gar nicht“. „Du nimmst Urlaub und sagst niemand, was Du wirklich tust. Dann ist alles OK“. Von einem anderen Zweck der Reise, außer dem Krankenbesuch, wurde nicht gesprochen. Also besuchte ich meinen Vater. Der gab mir in bar 3 000 DM und ich kaufte den von mir gemäß der Literatur ausgewählten Rechner „Sorcerer“ in einem Spezialladen in Eschborn bei Frankfurt. Doch wie nun rückreisen mit dem Rechner und dann durch den Zoll kommen? Aber in Berlin-Friedrichsstraße trat das „Ungewöhnliche“ ein. Alle vor und nach mir wurden gründlich kontrolliert. Ich wurde einfach durchgewinkt. So löste die DDR spezielle Probleme.

Hier ist einzufügen, dass ich von meinem Vater bereits deutlich früher den ersten wissenschaftlichen Taschenrechner HP35 erhalten hatte. Hier entdeckte ich einen Implantationsfehler beim Cordic-Algorithmus und teilte ihn der Firma mit. Später erhielt ich von meinem Vater auch den mit Magnetkarten programmierbaren HP65. Für ihn konnte ich sogar mit HP einen beachtlichen Programmaustausch pflegen. Beide Rechner hatte mein Vater „illegal“ im Auto mitbringen können. Für den Sorcerer war das wegen seiner Größe nicht mehr möglich. Aber auch für ihn erlaubte man mir bald einen Programmaustausch mit dem entsprechenden Computerclub in der Schweiz. Der Schriftverkehr musste wie zuvor über meine Dienstadresse geschehen.

Auf der Grundlage der so erlangten Computerkenntnisse entstanden schließlich meine etwa 70 Rundfunksendungen zur Computertechnik. Zu ihnen gehört eine ungewöhnliche Geschichte. Nach einer Sendung der Jugend-Urania aus der Heinrich-Hertz-Oberschule, an der ich wesentlich beteiligt war, entstand mit dem Schulfunkredakteur Steffen Malyszczyk und Dr. Ursula Findeisen vom Zentralvorstand der Urania die Idee, Rundfunksendungen zum Programmieren durchzuführen. Unter Hinzuziehung meines späteren Betreuers, den Schulfunkredakteur Dr. Joachim Baumann, erfolgte ohne Programmankündigung von Radio DT64 eine erste Life-Sendung am 6.1.1987

direkt aus unserer Wohnung. Hieran nahm auch meine Frau Ruth Roma-Völz teil, die bereits inzwischen mit Computergrafiken bekannt geworden war. Im Anschluss wurden ohne Genehmigung, also „illegal“ die ersten drei Computer-Programme für den KC 85 gesendet. Die Hörerresonanz war so groß, dass sich der Rundfunk nun umgehend zu einer Sendereihe übergehen konnte. Als dies das Ministerium für Volksbildung erfuhr, wurde sofort eine Sonderkommission mit drei Professoren gebildet. Als Ergebnis wurden die Sendungen im Schulfunk durch ein Schreiben des stellvertretenden Ministers für Volksbildung verboten. Daraufhin wurden die Sendungen über Radio DDR 2 gesendet, obwohl er eigentlich für die Kultur zuständig war. Hiefür setzte sich auch besonders Kulturminister Hoffman ein, der als einziger im ZK einen Computer benutzte. Später wurden die Sendungen zusätzlich zeitversetzt vom DT 64 übertragen. Und schließlich entstanden dazu Bücher und Kassetteboxen. Auf die Auszeichnung des Rundfunks der DDR mit der Hanns-Eisler-Medaille in Gold für meine Rundfunksendungen zur Computertechnik bin ich stolz. Zu einem späteren Zeitpunkt holte mich Minister Hoffmann auch zur Diskussion in ein Seminar zur Kulturpolitik in Karl-Marx-Stadt. Hier hatte ich über meine Vorstellungen im Zusammenhang von Kultur und Rechentechnik zu berichten.

Vor allen wegen der häufig eingeführten „West-Computer“ entschlossen wir und im Rundfunk zu dem niederländischen BASICODE überzugehen. Hierfür stellte Minister Hoffman sogar Sonderhonorare zur Verfügung. So war es leicht möglich, Freaks zu finden, welche die Compilerprogramme schrieben und schrittweise entstand ein umfangreiches Buch. Doch für die Programme, war es nicht möglich, die nötigen Kassetten frei zu bekommen. So entschloss ich mich, dafür die Single-Schallplatte einzusetzen. Mit dem Chef-Techniker Gerhard Hohmuth des VEB Deutsche Schallplatte gelang das dann problemlos. Bei der Besprechung zum Buch im Verlag Technik leistete ich mir wieder mal einen Eklat. Der Chefredakteur wollte unbedingt in das Vorwort ein Hurra-Lob auf die Leistungen der DDR erzwingen. So lehnte ich die Redaktion des Buches ab und verließ wutschnaubend die Besprechung. Man holte mich jedoch bittend auf der Treppe zurück und das Buch blieb rein fachlich.

Vor allem durch die Rundfunksendungen, aber auch die Textgrafiken meiner Frau hatten wir in fast allen Computerclubs und Kulturhäusern Vorträge und Ausstellungen. In Strausberg erlebten wir, wie sie Frau eines ranghohen Offiziers unser „Elisa“-Programm benutzte. Sie stellte dabei an den Rechner die Frage: „Glaubst Du an Gott?“ Als er die Antwort gab: „Du scheinst Dir Deiner Frage nicht sicher zu sein.“, wurde sie sehr verlegen. In Güstrow war kein Teilnehmer bereit, mit dem Programm zu kommunizieren. Also tat es völlig unbekümmert meine Frau. Auf ihre Frage: „Was denkst du von mir?“ Antwortete er: „Was ist Denken und was denkst Du von Dir?“ Sie drauf: „Dass ich eine emanzipierte Frau bin“. Darauf er: „Meinst Du das Interessiert jemand?“ Am Ende der Veranstaltungen durfte sich immer ein Teilnehmer aktuell den Ausdruck einer Textgrafik mit frei wählbarem Text erbitten. In Berlin nahe dem Frankfurter S-Bahnhof wünschte sich ein älterer Herr einen Ausdruck für seine Frau zur Silberhochzeit. Es wurde das Bild „Krokus“ ausgewählt. Doch da für die Dateinamen nur vier Buchstaben zugelassen waren, passierte uns eine Panne. Aus Versehen wählten wir das Bild „Krokodil“, auf dem ein Krokodil das lustig daherfliegende Vöglein fing und fraß. Als das Bild dann schrittweise entstand waren wir erstaunt und er nicht erbost. Er meinte, nun werde er erst recht das Bild für seine Frau zu nutzen. Bei unseren Bildern gab es auch hoch politische Beispiele. So zieht die Nachtigall einen schweren Wagen, während der Esel oben im Baum singt. Der gezeichnete Original-Entwurf dazu hing aus Versehen etwa vier Wochen im Kulturhaus am weißen Hirsch in Dresden. jedoch mit unserer noch handschriftlichen Textzeile „Sozialistische Spezialisierung“. Eigenartigerweise hat es keinen Ärger gegeben.

Um 1985 sprach mich zu meinem Erstaunen Prof. Rompe freundlich auf der Straße an. Ich weiß nicht, was mich dabei bewegte und warum ich es tat: Ich klopfte ihm unvermittelt kameradschaftlich auf die Schulter. Das war natürlich eine Beleidigung für ihn. Wie konnte ich mich auf seine Stufe stellen? Wahrscheinlich wollte er den Streit beenden, aber so wurde alles nur noch schlimmer und ich hatte ihn weiterhin zum Feind. Lange Zeit hielt ich mein Verhalten für einen Fauxpas und schämte mich dessen. Doch inzwischen glaube ich, dass es eine intuitiv richtige Demonstration war. Mindestens zweimal, u. a. von Prof. Klix, war ich vorgeschlagen, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu werden. Dies wurde offensichtlich stets von den Physikern verhindert

Um 1985 machte ich eine Dienstreise nach Montreal mit Diskussionsbeitrag zur Tagung des IEEE on Magnetics. Das Zimmer in Montreal hatte die Akademie der Wissenschaften der DDR organisiert. Ich musste es mit einem Professor aus Dresden (Magnetisches Institut) teilen. Obwohl ich das Institut infolge der fachlichen Zusammenarbeit sehr gut kannte, war mir dessen Name aber nie begegnet. Weiter war die festgelegte Reiseroute ungewöhnlich: Hinflug direkt nach Montreal, zurück mit der Bahn nach Paris und erst von dort Rückflug. In Paris führte mich der Professor per Fuß und ohne eine Karte von Paris zum Mount Matre, zur Pariser Oper, zur Napoleonsäule und zum Eiffelturm. Wie ungewöhnlich das alles war, wurde mir jedoch erst durch eine Privatreise mit meiner Frau nach Paris um 1996 klar. Dreimal versuchten wir vergeblich nach der Stadtkarte auf den Mount Matre zu gelangen. Der mir unbekannt Professor hatte mich also offensichtlich beschattet und observiert! Dann fiel Ähnliches auch in Greiswald um 1950 bezüglich eines Ausflugs zu einer entfernten Gaststätte ein. Offensichtlich war ich auf diese Weise als IM erfasst, ohne dass ich davon etwas ahnte oder gar wusste. Verstärkt durch damalige meine Naivität hatte ich so auch nicht das Geringste mitbekommen. Das macht verständlich, warum mich zwei Personen der Personalabteilung der Freien Universität mich kurz vor meinem 65. Geburtstag

damit konfrontierte, mit Papieren winkte, die ich nicht einsehen durfte und so die Kündigung erzwang. Das geschah alles, obwohl sie zugab, dass es von mir keine Unterschrift als IM gäbe. Jede Verteidigung war zwecklos, das wusste ich von Kollegen, mit denen schon früher ähnliches geschehen war. Das führte sehr bald zu einer tiefen Depression, als dessen sehr wahrscheinliche Folge bei mir 2000 ein großer Gehirntumor nachgewiesen und operiert wurde.

Mein Nachfolger Prof. Kempe hatte immer etwas gegen die Speicherung. Besonders deutlich wurde dies als er 1984 anwies, dass mein Bereich, der die Speicher für die sowjetischen Forschungssatelliten entwickelte und baute, in eine Baracke nach Adlershof umziehen musste. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich nicht, dass der Speicher für die internationale Phobos-Mission benötigt wurde. Wie sich schnell herausstellte war die Baracke zur Wärmeisolation mit Polyurethan ausgeschäumt. Das bedeutete, dass bei einem Brand nach wenigen Minuten tödliche zyanalkalihalte Dämpfe entstehen. Auf Anweisung des Brandschutzes durfte daher nicht mehr gelötet werden, aber die Termine für die Speicher blieben wegen der engen Startfenster der Satelliten natürlich bestehen. Auch meine Mitarbeiter hatten Interesse an der Einhaltung der Termine. Ihnen machte die interessante Arbeit Spaß. Sie arbeiteten dafür sogar freiwillig an Feiertagen. Also ließ ich sie illegal weiter arbeiten und löten, natürlich auf mein persönliches Risiko. Konsequenterweise suchte ich aber gleichzeitig mit allen mir möglichen Methoden nach Lösungen. Doch ich bekam nirgends auch nur die geringste Unterstützung. Also wagte ich einen gefährlichen Schritt. Ich suchte den Parteisekretär der Akademie, das ZK-Mitglied Dr. Klemke auf. Bekam natürlich keinen Termin. Also hinterließ ich im Sekretariat ein Schriftstück mit der klaren Aussage, dass ich kein Gebäude der Akademie mehr betrete, bevor meine Mitarbeiter geeignete Arbeitsräume erhielten. Das war am Dienstag und ich blieb von da an einfach zu Hause. Das war natürlich „Streik“. Doch davon wusste niemand außer meiner Frau und Dr. Klemke etwas. Der Fakt durfte nicht an die Öffentlichkeit oder womöglich in die Nachrichten des RIAS gelangen. Natürlich war mir dabei sehr unwohl. Aber am Freitag rief mich der stellvertretende Direktor unseres Institutes Prof. Fuchs an: „Horst, Du kannst wieder zur Arbeit kommen. Aber bilde Dir nicht ein, dass Dein Streik die Lösung bewirkt hat. Das war ohnehin vorgesehen. Montag ziehen Deine Mitarbeiter um. Hatte ich wirklich gesiegt!? Ja, meine Mitarbeiter zogen sogar in eine Baracke, welche gerade die Verwaltung exklusiv für sich selbst hergerichtet hatte. So etwas hatte es noch nie gegeben. Natürlich hatte ich nun die Verwaltung zum Feind. Doch das „Spielchen“ ging weiter. Der Parteisekretär des Institutes und Prof. Fuchs führten mit mir eine lange Aussprache über mein ungebührliches Verhalten. Ich sollte zu Protokoll geben, dass ich es bereue und so etwas nie wieder tun werde. Ich schrieb etwa: Ich tue es nicht wieder, aber ich habe gewiss soviel Phantasie, dass mir in einem ähnlichen Fall bestimmt noch Besseres einfällt. Das war noch zusätzliche Revolution. Ich bekam Vorlesungsverbot an der HU. Das wurde so begründet, dass junge Kader sich statt meiner qualifizieren sollten. Auch das Urania-Zentrum in Berlin unterrichtete mich mit vorgehaltener Hand, dass sie die Anweisung erhalten hätten, dass ich bei Ihnen nicht mehr vortragen dürfe. Wahrscheinlich wurde zusätzlich meine Frau deshalb auf ihrer Arbeit terrorisiert. Zusätzlich wurde ich erneut „auf eigenen Wunsch“ nun auch von der Leitung der AMS (meines Bereiches) entbunden. Jedoch wissenschaftlich blieb ich für die Speicherentwicklung verantwortlich. Dazu benötigte man mich eindeutig. Das war mein Glück. So wurde der Speicher in mehreren Exemplaren rechtzeitig fertig und bewährte sich im Einsatz. Doch nun beanspruchte Kempe den Erfolg für sich. Es erschien eine Publikation, bei der ich aber völlig ausgeklammert war<sup>1</sup>.

Kurz nach der Wende tagte im Februar 1990 der Chaos Computer Club (CCC) in Ost-Berlin. Hierzu wurde ich zum Vortrag geladen. Ich trug dabei unter anderem meine Vorstellungen Urheberrecht vor: Sehr verkürzt: Kultur- und Bildungsgüter haben im Prinzip zumindest für die Ausbildung und die generelle Bildung kostenlos zur Verfügung zu stehen. Erst wenn damit irgendwie Gewinn gemacht wird, sind Abgaben fällig. Das fand deutliche Zustimmung bei mehreren Club-Mitgliedern, führte jedoch zu einem deutlichen Streit mit dem Rechtsanwalt Günter von Gravenreuth, der sich noch über Jahre fortsetzte. Insbesondere bewirkten meine Aktivität und der in der DDR durchgeführten Rundfunksendungen zum Programmieren zu einem guten persönlichen Kontakt zu Wau Holland. So wurde ich sehr schnell zu einem Ehrenmitglied des CCC.

Im November 1990 wurde auch ich einer Evaluierung unterzogen. Drei Herren, die ich bis heute nicht kenne, mussten sich auf meine Termine einstellen. Das hatte sie offensichtlich geärgert. Denn sie stellten gleich zu Beginn zwei Fragen: 1. Wie ich zu meinem Streik stehe und 2. wie es kommt, dass ich genau an diesem Tage an der Hochschule der Künste in Westberlin einen Eröffnungsvortrag<sup>2</sup> halte. Ich war empört und stellte Gegenfragen. Erstens, ob Sie sich nicht zunächst einmal vorstellen wollten und zweitens, dass sie bezüglich des Vortrages doch besser beim Veranstalter nachfragen sollten. Das war damals für einen DDR-Bürger wohl geradezu unverschämte. So verlief das weitere „Gespräch“ auch keiner entspannten Atmosphäre. Dementsprechend dürfte auch das Urteil über mich ausgefallen sein, was ich jedoch bis heute nicht kenne. Aber unabhängig davon erhielt ich schnell viele

---

<sup>1</sup> Kempe, V., Neumann, W., Siakkou, M., Weide, H.-G.: „Digitaler Satelliten-Magnetbandspeicher“, Bild und Ton 33(1987) H. 1, S. 5 - 8.

<sup>2</sup> Colloquium an der Hochschule der Künste Berlin: „Schnittstelle der Information“ am 19. und 20.10.90: Eröffnungsvortrag: „Zur Definition von Information und Code“

Angebote zu Vorträgen an verschiedenen Hochschulen usw. in der BRD. An der TU und FU in Berlin konnte ich bald Vorlesungen übernehmen. An der HU vermied ich es jedoch wegen des Verbots in der DDR-Zeit.

In meinen Vorlesungen erzähle ich seit den 60er Jahren zur erheiternden Erklärung der Ordinalskala folgende wahre Geschichte. Während meines Studiums in Greifswald ging unser Physik-Semester häufiger in „Schmidts Konzerthaus“ in Greifswald in der Wolgaster Straße Tanzen. Doch einmal waren keine hinreichend ansehnlichen Damen zum Tanzen anwesend. Also tranken wir, so wie es sich für Studenten gebührt, dafür mehr Bier. Plötzlich stand unser Kommilitone Siegfried Bohl (der später Pfarrer wurde) auf: „Mit der dort tanze ich jetzt“. Erstaunt blickten wir uns an, zählten die Striche auf seinem Bierdeckel. Er hatte 13 Bier konsumiert. Von da ab hieß es auf der Straße in Bezug auf vorbeigehende junge Mädchen: 3 Bier, 5 Bier usw. Mit 13 Bier als Maßeinheit, war jede Frau schön. 2001 missfiel das offensichtlich einer Studentin an der FU. Sie hatte sofort, von mir unbemerkt, den Hörsaal verlassen und mich anonym angeschwärzt. Ich wurde vor den Frauenausschuss zitiert, der mich aber zweimal versetzte. Dennoch konnte ich erklären, dass ich anschließend immer die griechische Legende von Eris mit dem Apfel „für die Schönste“ erzähle und dann erkläre wie dadurch wegen der entführten Helena der trojanische Krieg ausbrach. Der Ärger ging bis zum Dekan weiter. Doch mehrere Studentinnen trösteten mich: Auch wir trinken uns die Männer schön, aber mit Wein statt Bier. Nun erzähle ich den Witz so herum. Ein Männerausschuss hat sich bei mir noch nicht beschwert.

In meinen Lehrveranstaltungen berichte ich regelmäßig an passenden Stellen, dass ich ein konsequenter Atheist bin, aber gläubige Menschen hoch schätze. Dies geschieht u. a. im Kontext von Evolution und „intelligent design“. Offensichtlich hatte das einmal zwei Studenten als gläubige Islamisten dazu ermutigt, mich in der Sprechstunde zur Evolution auszufragen. Nach zwei längeren Diskussionen stellten sie schließlich die Frage, ob ich denn nicht wieder zum Glauben zurückkommen könne, wo ich ihn doch schätze. Die Antwort fiel mir schwer, denn ich wollte sie ja nicht verletzen und in ihrem Glauben beleidigen. So sagte ich schließlich „Ich muss schon jetzt mit so vielen Fragen und Widersprüchen leben, dass ich sie dadurch nicht noch vermehren möchte.“ Diese Zusammenhänge erzählte ich im nächsten Semester. Da meldete sich ein tiefschwarzer Afrikaner: „Warum sagen Sie dann immer „Oh! Gott!?“ wenn Ihnen z. B. ein Name oder Begriff nicht einfällt?“ Das gab ein allseitiges herzliches Gelächter. Ich habe ihm zu dieser Frage gratuliert. Erst dadurch wurde mir bewusst, dass auch ich beachtlich automatisch viele unüberlegte „Floskeln“ benutze.

Eines Tages gingen Prof. Wersig und ich zum Essen in die Mensa der Freien Universität in Berlin-Lankwitz. In den Fahrstuhl stiegen Studentinnen zu uns ein. Sie unterhielten sich darüber, dass die Welt auch gar nichts Erfreuliches mehr habe. Darauf mischte sich Kollege Wersig ein und meinte, dazu sei sie ja auch nicht da. Worauf ich vorlaut konterte, wozu denn? Sie ist eben da, war seine Antwort. So erlebte ich wieder einmal, wie gefährlich Ja-Nein-Aussagen sind und dass es auf viele Fragen keine sinnvolle Antwort gibt. In diesem Sinne war für mich Prof. Wersig ein sehr wertvoller Chef, der mir oft mit kritischen Anmerkungen weiter half. Sein Tod ging mir besonders nahe. Bei der Beerdigung hielt ein Kollege von ihm eine wichtige Rede. Er nannte ihn einen „Zyniker mit Herz“ und am Ende empfahl er: Lieber Gernut, wenn Du oben bei Petrus ankommst, lege Dich nicht mit ihm an. Er tut auch nur seine Pflicht und dann läst er Dich ein. Es waren etwa 150 Studenten erschienen, aber nicht die Uni-Leitung und der Magistrat. Er saß eben oft zwischen den Stühlen!

Gerhard Wisnewski bat mich vor der Veröffentlichung um die kritische Durchsicht seines Buches „Lügen im Weltraum“ (2005). Aus meiner Sicht waren nur unwesentliche Korrekturen zum sachlichen Inhalt erforderlich. Allerdings war mir der Stil an einigen Stellen unnötig provozierend. Gemäß meinen Hinweisen glättete er jedoch nur die schlimmsten. In diesem Zusammenhang der stark radioaktive Van-Allen-Gürtel von Interesse. Der erste befindet sich zwischen etwa 1 000 und 5 000 km, der zweite zwischen 15 000 und 25 000 km Höhe. Ein Durchfliegen ist für alles Leben sehr gefährlich. So ist z. B. durch die Funksignale nachgewiesen, dass bei der Hündin Laika genau in diesem Bereich das Herz versagte. Doch leider waren über die Strahlungsdichte des Gürtels keine Angaben zu finden. Wisnewski fand aber bei der NASA ein Programm mit dem sich die Strahlenbelastung bei einem Flug berechnen lassen sollte. Da er für seine kritischen Arbeiten bekannt war, bekam er aber von der NASA nicht das Passwort. So bat er mich, dass ich es als Hochschullehrer der TU Berlin versuchen soll. Ich bekam es auch und gab dann die Daten des Fluges von der Laika ein. Nach einer knappen Viertelstunde war mein Rechner dann aber so stark mit Viren verseucht, dass nichts mehr ging. Selbst dem Rechenzentrum der TU gelang es nachher nicht die „Viren“ zu beseitigen. Der Rechner musste vollkommen – sogar das BIOS – neu aufgesetzt werden. Ich muss dazu bemerken, dass ich weder vorher und nachher Viren auf meinem Rechner hatte. Er war immer mit zwei Virenprogrammen gut geschützt. Danach war auch keiner meiner Studenten bereit, sich dort bei der NASA einzuloggen.

Zum Abschluss seien hier noch einige typisch berlinerische Erlebnisse angefügt.

Ende der 1920er Jahre fuhr mein Vater nach Berlin, um sich am Rundfunk zu bewerben. Auch wenn er dabei keinen Erfolg hatte, begegnete ihm auf der Straße eine attraktive Frau bei der der Unterrock leicht unter dem Kleid hervorblitze. Das war damals sehr unschicklich. Helfend machte er sie höflich darauf aufmerksam: „Junge Frau bei Ihnen blitzt es“. Worauf sie typisch berlinerisch schlagfertig antwortete: „Wat denn, bei so klarem Wetter!“. Eine Mitarbeiterin (Elvira Bahn) von mir, wurde in der S-Bahn von einem jungen Mann sehr intensiv gemustert. Ihr

wurde das schließlich zuviel und sie sagte nur kurz: „Nun ist aber genug junger Mann, mir friert schon“. Eines Abends kamen meine Frau und ich aus dem Konzert. Im Konzerthaus kaufte sie sich noch ein Laugenbretzel in einer Tüte. In der U-Bahn angekommen, versuchte ich die Tüte aufzublasen, um sie dann mit einem Knall zu zerbrechen. Sie ließ sich nicht aufblasen, war wohl irgendwo undicht. Da rief uns fröhlich ein Fahrgast zu „Umtauschen“. Auch ich versuche mich manchmal – wenn auch wenig erfolgreich – mit solchen Späßen. Eines Tages fragte mich meine Frau: „Wie kommt es, dass schwarze Schuhe immer drücken. Als Physiker musst Du mir das doch erklären können.“ Die Antwort fiel mir leicht. „Schwarz absorbiert eben das Licht besonders stark und wandelt es in Strahlungsdruck um! Du musst eben weiße Schuhe tragen.“ Sie brauchte eine Weile, bis sie es als Witz begriff und dann herzlich lachte. Mein Vorbild hierzu ist der Physiker und Meteorologe Heinrich Wilhelm Dove. Nach einem öffentlichen Vortrag in der Urania fragte ihn jemand: „Woher kommt es, dass wir in den Strassen von Berlin im Winter immer fünf Grad Kälte mehr haben als auf dem Felde.“ Er wollte sich mit dem Unwissenden nicht lange streiten und ihm dazu erst sagen, dass es auf dem Felde kälter sei als in Berlin. Der gute Mann wollte das ja wohl auch nicht hören. Vielmehr wollte er für seine falsche Beobachtung eine Erklärung. Daher sagte Dove: „Wegen des Heizens in den Häusern flüchtet die Kälte aus denselben auf die Strasse und kommt dort dichter zusammen.“ Der Mann war zufrieden und „erzählt's mit Doves Namen weiter. Dove stellte dazu fest: „Meinetwegen. Ich bin ihn wenigstens los.“

Ein weiteres Beispiel geht auf Prof. Macke zurück, der theoretischer Physiker in Dresden las. Er pflegte zuweilen zu sagen: Es gibt 3 Arten von Physiker. Die Mathematiker können es rechnen, verstehen und bringen es nicht. Die theoretischen Physiker können es nicht rechnen, verstehen es aber, dennoch bringen sie es nicht. Die Experimentalphysiker können es nicht rechnen, verstehen es auch nicht, aber sie bringen es. Um 1957/58 heiratete er eine Pastorentochter aus Radebeul, die sogar Edel-Friederike hieß. Zur christlichen Trauung zogen die Studenten mit einem Plakat vor die Kirche. Darauf stand: „Wir Theoretiker sind wie die Eunuchen, wie wissen wie man es macht, aber bringen es nicht.“